

# Aus Jeremias Gotthelfs "Herr Esau"

Autor(en): **Hunziker, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748990>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und sie ist heute das Wertvollste. Was nützt der ganze schöne Intellekt, wenn ihm nicht ein Dämon des Geistes und Herzens Impulse gibt, durch die er erst aus der Starre knochendürerer Begrifflichkeit zum Leben gehoben und erwärmt wird. Die Intellektuellen beider Seiten müssen mehr mitbringen zur Verständigung als „Interessen“ des Hirnes. Die geistigen Beziehungen zweier Länder bestehen schließlich im Wechselstrom, der zwischen Einzelmenschen spielt, und der dort entspringt, wo zwei Menschen in einem Augenblick der Erkenntnis sich nach einem höheren Gesetz durch alle Fernen verbunden fühlen.

Und wenn sich die Besten zweier Völker auf Erden im Zwiespalt wissen sollten, so mögen sie den Mut zum Glauben an eine „Sternenfreundschaft“ finden und wenigstens ihre Tragik erkennen und erleiden lernen.

ZÜRICH

MAX RYCHNER

□ □ □

## AUS JEREMIAS GOTTHELFS „HERR ESAU“

Die im folgenden mitgeteilte Skizze ist Jeremias Gotthelfs unveröffentlichtem Roman *Herr Esau* entnommen, der im Herbst dieses Jahres in zwei Bänden die Presse verlassen wird (Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich).

Den *Herr Esau* schuf Gotthelf anno 1844, unmittelbar nach der Vollendung des *Anne Bäbi* und vor der Inangriffnahme des *Geldstag*, der Ende 1845 erschien. Zwei Briefe des besorgten Vettters Carl Bitzios in Bern, der Gotthelfs gewissenhafter Mentor in literarischen Angelegenheiten war, erklären, warum dieser den Roman ohne eigentlichen, kunstgerechten Abschluss ließ und in seinem Pulte zurückbehielt. „Den Esau betreffend“, lesen wir in dem einen dieser Briefe, „muss ich, trotz des vielen Vortrefflichen und Meisterhaften, das er enthält, bei meinem Urteile verbleiben, dass eine Publikation desselben gegenwärtig und vielleicht für lange Jahre nicht ratsam sei. Er ist und bleibt nun einmal fast durchgängig eine beißende Satire auf Regierungspersonal, Regierungsweise und unsere neuen Zustände überhaupt, die Dir unzweifelhaft die größten Verdrießlichkeiten zuziehen würde.“

Heute gehört die bewegte bernische Politik der Vierzigerjahre der Geschichte an, und wir haben unsere ungetrübte Freude an dem aus der Blütezeit Gotthelfs stammenden *Herr Esau*. Er zeigt dessen epische Uner-schöpflichkeit im hellsten Lichte; der Strom der Erfindung und der Einfälle rauscht voll dahin, der Humor strömt über und ist trotz aller „beißenden Satire“ noch nicht von der gereizten Verbitterung durchsäuert, wie wir sie in den Werken der letzten Periode finden.

Gotthelf hat später einzelne Episoden des Romans als selbständige Erzählungen veröffentlicht: *Der Besuch auf dem Lande* und *Der Ball*; auch *Niggi Ju* und die *Wahlängsten des Herrn Böhneler* sind im *Esau* vorgezeichnet. Diese Erzählungen erhalten erst im Zusammenhang des ganzen Werkes ihre tiefere, wesentliche Bedeutung; wir schauen sie nunmehr als notwendige Bestandteile eines großen Gebäudes, alles Anekdotenhafte und Zufällige ist von ihnen abgefallen.

Im *Herr Esau* schildert Gotthelf drei verschiedene Lebenskreise. Der Radikalismus und die neuen, mitunter geistig wenig bedeutenden Regenten werden in der Person Esaus an den Pranger gestellt. Der Vertreter der alten, reaktionären Partei ist der Major mit seiner Familie; auch diesem Milieu gegenüber hielt Gotthelf mit einer bisweilen grotesk karikierenden Kritik nicht hinter dem Berge. Und die bodenständige, besitz- und ahnenstolze Bauersame hat er in der ebenso wärschaft-behägigen als pfiffig-brutalen Gestalt Sime Sämelis unübertrefflich gezeichnet. „Sime Sämeli war“, lesen wir hier, „keine Staatsmajestät, aber für eine souveräne Majestät hielt er sich selbst, sein Reich war sein Geldseckel, und wer dieses Reich ihm angriff, der war sein Feind, darum hasste er niemand ärger als d'Bettler und d'Regierig, und war ihm da ey Donner wie der andere, alte und neue, aristokratische und demokratische.“

Doch nun wollen wir uns von Gotthelf in die Familie des Majors zu Bern einführen lassen.

RUDOLF HUNZIKER

In einem andern Hause war noch Licht und zwar auch in einer Hinterstube, aber in einer ziemlich geräumigen, nicht sonderlich möblierten, in welcher kein Bett war, auf einem gedeckten Tische zwei Lichter standen, zwei Wasserflaschen, ein Brotkörbchen mit einem alten weißen Brötchen und in der Mitte eine Suppenschüssel mit einem dünnen, weißlichen Süsschen, aus welchem man nicht recht klug werden konnte, wenigstens von weitem nicht.

Am Tische saßen zwei missvergnügte Gesichter. Das gegenüber der Türe gehörte einer Frau an, war länglicht, verblichen, die Unterlippe stach missmutig vor, ihre übrige Gestalt sah ziemlich elegant aus; das andere, welches der Türe den Rücken kehrte, ist uns bereits bekannt, es gehört unserm Major an, das andere aber seiner Majori. Auch der Major sah nicht rosenleucht aus, hatte einige Papiere neben sich liegen, welche auffallend Kontos glichen, welche man kriegt, dass man sie bezahlen soll; und mutmaßlich hatte eben über sie ein Gespräch obgewaltet, welches man abubrechen für gut gefunden, so dass man jetzt stillschweigend sich gegenüber saß. Aber es ist kurios: wenn man auch ein Gespräch, das bitter wurde, abgebrochen, das heißt, den Gegenstand hat fallen lassen, so ruht doch die Seele selten, bis sie ein ander Gespräch angefangen, und in dieses Gespräch ergießt sie den aufgebrochenen

Quell der Bitterkeit; wie gleichgültig es auch begonnen wird, es mischt sich nach und nach die kochende Schärfe ein, vielleicht lässt man den neuen Gegenstand wieder fallen, greift nach einem neuen, aber die Schärfe kommt wieder und immer bitterer, immer unwiderstehlicher, bis endlich eine vaterländische Ausleerete erfolgt, so eine Art Wolkenbruch aufgespeicherten Grolles oder Täubi. Dann gutet es eine Weile, bis der Täubikasten wieder voll ist, der sich freilich ungleich schnell füllt, bei den einen wenigstens alle Wochen, bei andern braucht es vier dazu, und wohl wird es auch solche geben, denen er nur alle Halb- oder alle Jahre einmal überläuft, aber die werden begreiflich selten sein.

So begann die Frau Majori äußerlich ganz kaltblütig: „Du wirst wissen, dass dr Rudi Höch versproche ist mit ere Frömde, ere Weltsche?“ „Man hat diesen Abend davon gesprochen, die Sache soll ausgemacht sein. Seraphine wird ein langes Gesicht heimbringen,“ antwortete der Major. „Es hat aber auch alle Ursache dazu,“ antwortete die Majori, „so einen bestimmten Hof und jetzt wieder nebenab! Aber wer ist schuld daran?“ „Einmal ich nicht,“ sagte der Major. „Wer sonst?“ sagte die Frau Majori. „Hättest du die Ehesteuer gegeben, von welcher die Rede war, so wäre die Sache richtig gewesen, aber du brauchst das Geld sonst.“ „Ma chère,“ sagte der Major, „ich verbitte mir solche Anzüglichkeiten; für wen sind diese Kontos, für wen kommen alle Augenblicke solche, und wer treibt mir den Schweiß aus bald mit einer Soiree und bald mit sonst einer Narrheit, und das alles nebem Säckgeld?“ „Und für was das alles, mon cher,“ antwortete die Frau Majori, „als für unsern Töchtern zu einer anständigen Partie zu verhelfen, denn öppe nicht für meine Freude, wer hat den embarras davon? Heutzutag macht man sein Glück nicht mehr im Kuchischurz. Wenn du deine Pflicht getan hättest, wie ich meine, unsere Töchtern wären uns schon lange nicht mehr auf dem Halse.“ „Ich glaube, ich habe nichts gespart an ihnen,“ sagte der Major. „Wenn ich nur die verfluchte Musikstunde rechne, so hätte man fast ein Jahr zu leben von dem, was sie gekostet, und für was, ich frage! Ich glaube nicht, dass eins von meinen Meitschene es dazu gebracht, das ‚Hoscho Eisi‘ zu spielen.“<sup>1)</sup> „Fi donc!“ sagte

<sup>1)</sup> Das aus einem Zwiegespräch bestehende Gedicht *Der Kitter* des Berners G. J. Kuhn beginnt mit den Worten: „Hoscho, Eisi, la mi yne!“

die Majori; „was sie spielen, weißt du nicht, aber das Geld brauchst du für deinen Säubub, und wie noch, weiß ich nicht, aber für dMeitscheni reut dich jeder Kreuzer, sonst hättest du die Eheststeuer gegeben oder einstweilen doch die quästionierliche Rente.“ „Madame, so komm mir nicht! Für was ich das Geld brauche, bin ich dir einstweilen keine Rechnung schuldig, soit, dass ihr euere Sache habt. Und wenn ich nicht Eheststeuer geben will, wie so ein Batzenklemmer sie will, so Sorge ich für dich. Wenn ich bei Lebzeiten alles herausgeben würde, und ich stürbe vor dir, so würdest du ein lustig Gesicht machen, wenn nichts mehr da wäre und du bei den Töchtermännern Wochen um Wochen in der Kehr gehen müsstest. Es kann niemand sagen, dass ich mich nicht durchaus honett benommen, aber unsere Seigneurs spannen ihre Saiten, wie sie wollen, und nehmen keine Rücksicht auf uns. Jeder lebt für sich; ists möglich, so plündern sie uns mit Ehesteuern, können sie es nicht, so kräzen sie fremde Dämchen her, wir können unsere behalten, sollen nichts vornehmen, sollen auf keine Weise an der Regierung teilnehmen. Es ist ein Elend, dabeizusein; und wie das auf die Länge gehen soll, begreife ich nicht. Wir sind dupés davon; wo man an uns denken könnte, da ist niemand daheim, und wenn einem es einfällt, wenn niemand an ihn denke, so müsse er es selbst tun, so erhebt man ein Geschrei; wenn man sich hätte beschneiden lassen und ein Türke geworden wäre, so könnte man nicht ärger.“ „Pfui doch, ich verbitte mir solche Sottise! Aber wie es scheint, hat der Herr Major allerdings Lust, an sich zu denken, wie er es zwar immer gewohnt ist, aber nicht auf eine Weise, wie es den Kindern Weg macht. Wenn es wahr ist, was mir diesen Abend Frau Machine gesagt hat, so werde ich mich künftig hüten, mit dem Herr Major durch die Straße zu gehen; ich möchte wahrlich nicht riskieren, dass man mich für ein Geschöpf nehmen würde.“ „Frau Majori, was sind das für Reden, was hat der Stadtbesen gesagt, ich will es wissen.“ „Ho, nur nicht befohlen, einen solchen Ton verbitte ich mir!“ sagte die Frau Majori; „der Herr Major wird am besten wissen, mit wem er diesen Nachmittag bras bras spaziert ist. Fi donc, was muss man da für einen Magen haben!“ „Donner und Doria!“ sagte der Major, „ist dieser dumme Handel noch nicht aus, und was ist das doch für eine Erbärmlichkeit, eine solche Konsequenz in eine solche Kleinigkeit zu setzen.“

Da treffe ich zufällig den Esau an, mit dem ich früher bekannt war, laufe ihm gerade an die Nase, muss mit ihm ein halbes Dutzend Schritte gehen, ehe ich ihn loswerden kann, und das muss ich den ganzen Abend hören. Ja, wenn man es so treibt, so könnte das einem endlich Lust machen, wirklich umzsatteln.“ „Es würde mich nicht verwundern an dir,“ sagte die Frau Majori, „aber dann, zähle darauf, lasse ich mich scheiden. Du hättest das meiden können, wenn es dir ernst gewesen. Für solche Leute braucht man gar keine égards zu haben. Da hast du wieder ein Beispiel, wie fatal solche Bekanntschaften sind, und wie man durch sie in Verlegenheit kömmt. Da ist mein Papa vorsichtiger gewesen, ich danke es ihm noch jetzt. Ich habe ins Weltschland gehen sollen in eine Pension, welche uns ganz besonders angepriesen worden. Da vernimmt mein Vater glücklicherweise noch, dass so eine gemeine Person darin ist, und auf der Stelle hat er abgesagt. Das ist der Hauptgrund, warum mir meine Töchtern nie ins Weltschland haben gehn müssen; es ist nichts fataler als solche Bekanntschaften; aber was hilft es, zu den Kindern Sorge tragen, wenn der Vater mit jedem mauvais sujet bras bras anzutreffen ist? Fi donc, wie ma me!“ „Los, Frau, wenn es dann muss gredt sy, bim Donner, so möchte ich wissen, ob Schuldenmachen bei Monteuslene und dings<sup>1)</sup> nehmen in Zuckerbäckladen vornehm sei? Fi donc, wie ma me, Madame! Das macht den Kindern auch nicht Weg!“ „Poltere nur!“ sagte die Frau Majori; „du weißt, ich fürchte dich nicht, und wenn Frauen nicht Geld haben, so fällt die Schand auf die Messieurs, wo ihres Geld verspielen im Whist oder weiß Gott, in was; die arme Frauen müssen vorliebnehmen, was man ihnen gibt, müssen zusehen, wie gebraucht wird, und am Ende, wenn sie das Unglück haben, den Mann zu überleben, so ist nichts mehr da, und sie können in ein drittes Etage hintenuse.“

„Wenn man eine Frau hat, die . . .,“ sagte der Major, und somit ging die Türe auf; herein kam eine junge Dame, hintendrein auch fast eine mit einer großen Laterne, es war aber nur die Magd. „Bonsoir!“ sagte die erste. „Du bist spät,“ sagte die Frau Majori, „wo ist ds Seraphine?“ „Es ist gleich in seine Stube gegangen,“ antwortete die junge Dame, „es ist ihm nicht wohl, ds Fanschon

---

<sup>1)</sup> Auf Borg.

bringt ihm Licht und fraget ihns noch, ob man ihm Suppe soll bringen oder nicht!“ Die Frau Majori gab ihrer Tochter etwas vom Süppli heraus und fragte: „Was fehlt dem Seraphine?“ „Hat man nicht die Unvernunft, die Taktlosigkeit, heute wie vom Himmel obenabe in der Soiree das Mariage vom Rudi Höch z’annonciere vor em Seraphine mit einem weltschen Tätsch, mit einem Dublonenhöck. Ich habe geglaubt, es werde mir übel, und ds Seraphine ist ganz schneeweiß geworden, es hat mir himmelangst gemacht.“ „Das ist doch eine heillose Bosheit,“ sagte die Frau Majori, „das muss ytriebe sy, warten die nur, das arm Kind!“ „Ja, wir sind zu dauern,“ sagte Isaline; „dem Seraphine sind auf dem ganzen Heimweg die Tränen die Backen abgelaufen, und ich habe alleine heimgehen können, der Jules Dick hat das Melanie Dünn heim geführt, und das, Papa, habe ich Euch zu verdanken.“ „Mir, was geht mich Dick und Dünn an?“ fragte der Major. „O Papa, ich habe einen Abend erlebt, ich möchte keinen mehr so, für alles in der Welt nicht. Einer hat mir gesagt: ‚Eue Papa ist recht wohl, ich habe ihn diesen Nachmittag gesehen da mit einem — Esau, glaube ich, heißt er.‘ ‚Was lebt Eue Papa?‘ sagte ein zweiter, ‚er sieht viel Leute, hat große Bekanntschaft, ja, ja, der Herr Major richtet sich.‘ ‚Will Eue Papa baue?‘ sagte ein anderer. ‚Ich sah ihn heute mit einem Mann, der ganz die Gattig von einem Zimmermann oder Steinhauer gehabt hat.‘ ‚Nein‘, sagte ein anderer, ‚ich glaube, es war ein Rosshändler, man sagte heute, der Herr Major wolle seinen Kohli an einen Schimmel tauschen.‘ So gings den ganzen Abend, und ich musste es hören. Ach, Papa, warum macht Ihr uns das? Nit Fortun, wie Ihr immer saget, und jetzt noch so gar dr Name z’verderbe, dass is zletzt gar niemer meh aluegt, das ist schrecklich, ist nit zum Ushalte.“ „Ghörst, allenthalben ds glychen!“ sagte die Frau Majorin, während sich Isaline das übliche Schnäfeli Brot abhieb und Wasser trank, „du wirst deine Kinder par force unglücklich haben wollen.“ „Das ist mir es Donners Damp,“ sagte der Major; „ich habe für heute genug daran“, stand auf und griff nach seinem Licht.

Da stürchelte es die Treppe herauf und polterte etwas unsanft zur Türe hinein; es war der Herr Sohn, schön gewachsen, über Mittelgröße, mit militärischer Haltung, geschnäuzt im Gesicht und patent am Leibe. „Bonsoir!“ sagte er mit etwas angelaufener, rauher

Stimme. „Willst Suppe?“ fragte die Mama kurz, „sonst lasse ich sie hinaustragen.“ „Merci!“ sagte der Sohn. „Du wirst wahrscheinlich etwas Besseres gehabt haben,“ sagte die Mama pikiert. „So machen es die Herren gewöhnlich, daheim ordonnieren sie ein Süppchen, Wasser und altes Brot, und außer dem Hause tun sie sich dann aus dem Ersparten desto gütlicher, dass die ganze Familie zweimal damit zu Nacht essen könnte comme il faut, was sie auf einmal vertun.“ Der Sohn antwortete auf die Apostrophe nichts, sondern zündete sein Licht an. „Fi donc, wie stinkt aber die abscheuliche Zigarre! In welcher Gargotte bist du gewesen, da wird eine saubere Gesellschaft sein!“ sagte Isaline. „Wenigstens geht sie dich nichts an, und wer nicht riechen mag, halte die Nase zu!“ antwortete der Bruder. „Grobian!“ entgegnete zärtlich die Schwester. „Gell, es ist euch aber einer entronnen, auf den ihr gezählt. Rudi Höch ist kein Narr gewesen, der weiß, was solid ist.“ „Schäme dich, Adolf; ich glaube, du habest noch Freude an Seraphines Malheur!“ „Pas du tout, Mama, aber ich finde es besser, Seraphine heirate nicht, und finde, Rudi Höch sei ein gescheuter Kerl. Ma foi, Geld ist geng Geld.“ „Geh jetzt, Adolf, das sind saubere Grundsätze; ich glaube, du heiratetest den ersten besten Bauerndolgge, und wenn sie dem ärgsten Jakobiner wär, wenn sie nur Geld hätte.“ „Pardieu, Mama, warum nicht! Eine reiche Neuenburgerin wäre mir freilich lieber, aber wenn ich irgendwo eine mit dreimalhunderttausend Franken zu bekommen wüsste, verfallen versteht sich, ich würde sie nehmen, und wenn sie des Teufels Tochter wäre.“ „Ist es so weit gekommen mit meinem eigenen Sohn!“ sagte die Majori; „was werde ich noch erleben müssen an Vater und Sohn! Aber zähl darauf, Adolf, wenn du eine solche Sottise machst, so setzest du mir keinen Fuß mehr ins Haus!“ „Mama, ich müsste mich darein schicken, ich müsste mich trösten damit, dass ich zu Schuhmacher und Schneider könnte ohne Angst, dass sie mir einen Konto präsentierten, zum Distlizwang, ohne zuerst mein Geld zu zählen, und Geld kriegte, ohne einen Abputzer zu riskieren.“ „Adolf, du machst mir übel; mit solchen Grundsätzen verderbst du dir deine Karriere, und wenn du dich nicht schlecht aufführtest, so hätte ein junger Mensch von deiner Figur und Familie immer noch brillante Aussichten.“ „Mais, mais, ma chère mère, ich bitte, was für Aussichten? Etwa auf eins von



unsern Töchterchen, wo selber nichts hat, Aussicht auf ein Erdäpfelmariage oder Aussicht auf unsere brillanten Pöstleni, auf ein überflüssiges Sekretariat mit fünfzig Dublölne oder gar auf das Holzkartenkommissariat, oder Bürgerknebelverwalter zu werden. Non, Mama, dreimalhunderttausend Franken oder gar eine halbe Million mit einem Bauernmeitschi oder so ein Lumpepöstlein, das einem kaum die Schuhwichse furniert, non, Mama, das wäre mir ein Unteilts.“

„Major, los, hörst du, wie dein Sohn redet, an dir wäre es, ihn zurechtzuweisen; aber du wirst gleicher Meinung sein wie dein Söhnli.“ Der Major hatte unterdessen in einem Blatt gelesen und mit einem Ohr wahrscheinlich der Unterhaltung zugehört; auf die Apostrophe der Frau Majori legte er das Blatt weg, nahm sein Licht wieder zur Hand und sagte: „Es ist ein Elend, dabeizusein, und ein geschlagener Mann ist, wer Familie hat, er sollte für sie sorgen und kann nicht; er mag sich kehren, wie er will, so ist er am Hag, jedes füllt dem Vater die Ohren, macht, was es will, und am Ende soll er an allem schuld sein. Darum ists Zeit, abzubrechen, euer Zanken ist leeres Stroh dröschchen. Adolf wird zu keinem reichen Bauernmeitschi kommen und die Frau Mama alle Zeit haben, die brillanten Aussichten, welche sie hat, zu realisieren. Bonsoir!“ sagte er und schritt somit zur Türe aus, hinter ihm drein der Sohn, doch nicht ohne einen glänzenden Blick über Mutter und Schwester zu werfen.

„Es ist einer ein Söchel (Grobian, Bengel) wie der andere,“ sagte die Frau Majori erbittert und wandte sich zur Tochter, die unterdessen ein Schnäfel Brot abgeschnitten hatte. Sie durchging mit ihr die ganze Soiree, machte Kombinationen, zog Schlüsse, frischte in Isaline neue Hoffnungen auf; wenn es mit Jules Dick fehle, so könne es mit Robert Mutz geraten, und wenn Seraphine Rudi Höch entgangen, so sei immer noch Fritz Tätsch da, welcher noch reicher sei als Rudi Höch. Mit diesem Troste begleitete sie Isaline zu Seraphine, welche allerdings in Zorn und Jammer bis an den Hals in ihrem Zimmerchen saß. Zur Beruhigung der Leser können wir aber versichern, dass der Trost der Mama so heilsam wirkte, dass Seraphine selbe Nacht ganz passabel schlief und sehr angenehme Träume hatte.

Der Herr Major und sein Sohn hielten ebenfalls eine lange

Konferenz; der erste Teil war ökonomischer, der zweite politische Art. Wir wollen den Detail dem Publikum nicht preisgeben, sondern bloß die Resultate angeben. Der erste Teil hatte zur Folge, dass Herr Adolf eine Rolle in die Hand erhielt, auf welcher 172,5 Franken verzeichnet stand, welche ihm aber 175 Franken wert waren; der zweite aber den, dass Herr Adolf in den Wahlen sich nicht als Kandidat stellen solle, wie man es verschiedentlich gewünscht; die ersten, welche hineinkämen, seien so gleichsam enfants perdus, Pulverfutter, er solle sich für Besseres sparen; einstweilen versprach der Papa, zu sorgen, alljährig sei ein jüngerer Bruder in diese Karriere zu poussieren, unklug sei es nicht, wenn man auf beiden Terrains einen Fuß habe, wie die Basler ihre Fabriken halb in Frankreich, halb im deutschen Zollverein, ihre Kassen aber in Basel selbst.



## GEDICHTE VON JAKOB BOSSHART

### GEMEINSCHAFT

Wir wurden von leuchtender Freude  
In einem Herzschlag erneut,  
Wir haben uns einst im Leide  
Mit der gleichen Asche bestreut,

Wir haben die Gipfel und Tale  
Des Lebens zusammen durchspäht,  
Es hat uns mit einemale  
Der Sommer den Maien gemäht.

### WOHIN ICH SCHAUE

Wohin ich schaue, Wunder über Wunder,  
Wohin ich lausche, alles wunderbar.  
Ihr sprecht von Sinn, Gesetz und von gesunder  
Vernunft: Ihr schaukelt zwischen Falsch und Wahr!